

EVELYN MITCHELL | Wenn du die Augen schließt

### *Über den Roman*

Sophie Duncan hat immer ihrem Vater die Schuld am Tod ihrer Mutter gegeben. Erst als sie nach dem Verlust ihrer kleinen Tochter selbst in eine tiefe Krise gerät, ist sie bereit, sich ihrer Vergangenheit zu stellen. Sie erfährt, was ihre Mutter damals auf sich nahm, um Matt, ihrer großen Liebe, zur Seite zu stehen. Zum ersten Mal erkennt Sophie auch die wahren Gefühle ihres Vaters. Endlich ist sie frei für ein neues Leben, in dem sie immer eng mit ihrer Familie verbunden sein wird ...

»Eine außergewöhnliche Liebesgeschichte, deren Charaktere die Leser noch lange begleiten werden.«

*Booklist*

### *Über die Autorin*

Evelyn Mitchell schrieb bereits sehr erfolgreiche Romane unter dem Namen Julianne MacLean. Sie lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Nova Scotia, Kanada.

EVELYN MITCHELL

Wenn du die Augen schließt

Roman

Aus dem Amerikanischen von Katharina Volk

**Diana** Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
THE COLOR OF HEAVEN bei Blue Ocean,  
Charleston, USA



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 07/2013  
Copyright © 2011 der Originalausgabe  
by Julianne MacLean  
Published by Arrangement with Julianne MacLean  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas  
Schlück GmbH, 30827 Garbsen  
Redaktion | Mercedes Rehm  
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München,  
unter Verwendung eines Motivs von © Shutterstock  
Satz | Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2013  
978-3-453-35695-5

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

*So wie ein Edelstein  
nicht ohne Reibung zu schleifen ist,  
kann ein Mensch nicht ohne Widrigkeiten  
Vollkommenheit erlangen.*

DONINA VA'A RENATA



## *Prolog*

Vieles geht einem durch den Kopf, wenn man stirbt. Man sagt, das Leben liefe vor dem geistigen Auge ab wie ein Film, und das stimmt. Man erinnert sich an Dinge aus seiner Kindheit und Jugend – ganz bestimmte Bilder, klar und echt, leuchten im Gehirn auf wie glitzernde Funken.

Irgendwie begreift man in diesem einen Moment sein ganzes Leben, es liegt vor einem wie ein Panoramabild. Man kann gar nicht anders, als seine Entscheidungen und Leistungen – auch die schlechten – zu betrachten und für sich selbst zu beurteilen, ob man alles getan hat, was man hätte tun können.

Und voll Bestürzung wünscht man sich eine zweite Chance für all die schönen Augenblicke, die man nicht genug genossen hat, oder einen weiteren Tag mit dem Menschen, den man nicht innig genug geliebt hat.

In diesen verzweifelten, flüchtigen Sekunden, während der Geist durch einen dunklen Tunnel schießt, fragt man sich auch, ob es auf der anderen Seite einen Himmel gibt, und wenn ja, was man dort vorfinden wird.

Wie wird er aussehen? Welche Farbe wird er haben?  
Dann sieht man ein Licht – ein strahlendes, gleiß-

des Licht – beruhigender und liebevoller, als Worte es je beschreiben könnten, und endlich hat alles seinen Sinn. Die Angst ist verflogen, und man weiß, was vor einem liegt.

# *Sonne und Regen*



## I

In unserer merkwürdigen, komplexen Welt scheinen manche Menschen auf der Sonnenseite des Lebens zu stehen. Sie sind mit natürlicher Schönheit gesegnet und haben ein erfolgreiches und erfüllendes Berufsleben. Sie fahren teure Autos, leben in gehobenen Wohngebieten und sind glücklich verheiratet mit ebenso schönen und klugen Partnern.

Ich war einmal ein solcher Mensch. Oder zumindest wurde ich so wahrgenommen.

Nicht, dass ich nicht auch meine Probleme gehabt hätte. Meine Kindheit war alles andere als idyllisch. Die Beziehung zu meinem Vater war bestenfalls angespannt, und es gab einige einschneidende Erlebnisse, die ich lieber ganz vergessen hätte – Erlebnisse, die mit meiner Mutter zu tun haben. Auf die möchte ich jetzt nicht näher eingehen, aber ich komme später darauf zurück, versprochen.

Jedenfalls war mein Leben einige Jahre lang vollkommen, und ich war glücklicher, als ich es mir je hätte träumen lassen.

Mein Name ist Sophie. Ich bin in Camden, Maine, aufgewachsen und mit vierzehn nach Augusta gezogen. Ich habe eine Schwester. Sie heißt Jen, und wir sehen uns überhaupt nicht ähnlich. Jen ist blond und zierlich (sie kommt nach unserer Mutter), wohingegen ich groß bin und dunkelbraunes Haar habe.

Jen war immer ein braves Kind. Sie war gut in der Schule und machte ihren Abschluss mit Auszeichnung. Sie bekam ein Stipendium an der Uni und ist jetzt Sozialarbeiterin in New Hampshire, wo sie mit ihrem Mann Joe wohnt, einem erfolgreichen Bauunternehmer.

Ich dagegen war nie eine Musterschülerin. Ich war ein Hitzkopf und rebellisch und trieb meinen Vater in den Wahnsinn mit meinem abenteuerlustigen Temperament, vor allem als Teenager. Während Jen, der Bücherwurm, am Freitag lieber zu Hause blieb, war ich ein Partygirl. Als ich auf die Highschool kam, hatte ich schon einen festen Freund. Sein Name war Kirk Duncan. Die meiste gemeinsame Zeit verbrachten wir bei ihm, weil seine Eltern geschieden und nie da waren.

Auch wenn es vielleicht nicht so klingt, Kirk war ein anständiger, vernünftiger junger Mann – sehr reif für sein Alter –, und ich bereue keines unserer gemeinsamen Jahre. Er war meine erste große Liebe, und ich wusste, dass ich ihn immer lieben würde, wohin das Leben uns auch führen sollte.

Wir hatten viele Gemeinsamkeiten. Er war Musiker und spielte Gitarre, während ich gern zeichnete und schrieb. Unsere künstlerischen Charaktere harmonierten wunderbar miteinander, und wären wir nicht so jung

gewesen, als wir zusammenkamen (ich war erst fünfzehn), hätten wir vielleicht irgendwann geheiratet und in irgendeinem netten Vorort ein Haus voller Kinder großgezogen. Aber in diesem Alter ist das Leben besonders unberechenbar, und alles kam ganz anders.

Als Kirk Augusta verließ, um in Michigan aufs College zu gehen, und ich zurückblieb, um mein letztes Jahr an der Highschool zu beenden, lebten wir uns auseinander. Wir blieben Freunde und noch eine Weile in Kontakt, aber irgendwann hatte er dann eine neue Freundin, die wenig begeistert war über die allmonatlichen Briefe seiner Ex.

Wir wussten beide, dass es an der Zeit war, das Band zu kappen, also taten wir das. Lange Zeit vermisste ich ihn – er war ein so großer Teil meines Lebens –, aber ich wusste, es war richtig so. Wenn ich den Drang verspürte, ihn anzurufen, widerstand ich ihm.

Ich studierte Englisch und Philosophie an der New York University, wo ich auch Michael Whitman traf.

*Michael Whitman.* Schon allein in dem Namen schwang ein Seufzen mit ...

Er war gut aussehend, charmant und geistreich, der vollkommenste Mann, den ich je gesehen hatte. Wann immer er den Raum betrat, verschlug es mir den Atem, so wie jeder anderen Frau im Umkreis von fünfzig Metern.

Wenn mir damals, als ich neunzehn war, jemand gesagt hätte, dass ich ihn eines Tages heiraten würde, hätte ich das wahrscheinlich nicht geglaubt.

## 2

Michael war kein bisschen wie Kirk oder einer der anderen Jungs, die ich von der Highschool her kannte. Seine Eltern waren Maisbauern aus Iowa, aber er sah aus, als wäre er auf einem englischen Landsitz groß geworden und geradewegs einem Männermagazin entsprungen.

Er war stets gut angezogen und sah einfach umwerfend aus – er hatte dunkles, welliges Haar, hellblaue Augen und einen durchtrainierten Körper. Vor allem aber besaß er die Gabe, einem das Gefühl zu geben, man sei die attraktivste, geistreichste und faszinierendste Person auf der Welt. Und es waren durchaus nicht nur die Frauen, die ihn verehrten. Er hatte einige enge, treue Freunde. Seine Lehrer hielten große Stücke auf ihn. Er war ein Vorzeigestudent und hielt als Jahrgangsbester die Rede auf der Abschlussfeier. Es überraschte niemanden, dass er ein Stipendium an der Harvard Law School erhielt.

Er war einfach ein »Traummann«, und obwohl er dann und wann auf dem Campus mit mir sprach wie mit jedem anderen auch, bewunderte ich ihn meist aus der Ferne.

Ungefähr vier Jahre nach meinem Abschluss machte ich ein Praktikum in der Marketingabteilung von C.W. Fraser – einem großen Verlag, der hauptsächlich Sachbücher und Promi-Memoiren herausbrachte. Erst da geschah das, worum mich jeder junge, weibliche Single in Manhattan und darüber hinaus beneidete.

Es war der 16. Juni 1996, ich war sechsundzwanzig Jahre alt, und ich half bei der Organisation einer Buchpräsentation, bei der auch Michael anwesend war.

Wir sahen uns aus der Ferne und winkten uns zu. Später an diesem Abend gingen wir zusammen essen, und als er mich nach Hause brachte, lud ich ihn ein, noch mit reinzukommen. Wir blieben die ganze Nacht auf, unterhielten uns auf dem Sofa und hörten Musik. Als die Sonne aufging, küssten wir uns.

Es war die magischste und romantischste Nacht meines Lebens.

Ein Jahr später waren wir verheiratet.

Während unserer Hochzeitsreise auf Barbados vertraute Michael mir etwas an, über das er noch nie mit irgendjemandem hatte reden können.

Er war zwölf Jahre alt gewesen, als sein großer Bruder Dean bei einem Traktorunfall ums Leben gekommen war. Das Fahrzeug war an einer matschigen Böschung ins Rutschen geraten, hatte sich überschlagen und Dean unter sich begraben. Er war sofort tot, und Michael hatte ihn gefunden.

Seine Stimme zitterte, als er mir Deans leblosen Körper beschrieb, unter der schweren Landmaschine eingequetscht.

Ich hatte nichts von diesem Unfall gewusst, als wir zusammen studiert hatten. Ich glaube, niemand wusste davon. Michael wirkte immer so stark und dynamisch, als könnte ihm nie etwas Böses widerfahren.

Sobald ich diese Geschichte hörte, wurde mir klar,

dass wir etwas sehr Tiefgreifendes teilten – ein einschneidendes Erlebnis, das in uns beiden unsichtbare Brüche hinterlassen hatte: Ich hatte mit vierzehn Jahren meine Mutter verloren.

Ich war immer noch wütend auf sie, weil sie uns verlassen hatte.

Denn genau das hat sie getan. Sie hatte die Wahl, und sie entschied sich dafür, uns zu verlassen.

Darüber redete ich mit Michael, und wir wuchsen noch enger zusammen.

### 3

Als ich vorhin das vom Glück gesegnete Leben erwähnte, das ich früher einmal hatte, war damit diese Zeit gemeint, die mit meinem Hochzeitstag begann und wundervolle zehn Jahre anhielt.

Am Anfang unserer Ehe waren Michael und ich verrückt nacheinander. In der Kanzlei stieg er schnell auf, und wir wussten beide, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis man ihn zum Partner machte.

Für mich lief es ebenfalls gut. Sechs Monate, nachdem wir zusammgekommen waren, wurde ich in der Marketingabteilung von C.W. Fraser fest angestellt, und Michael bestärkte mich darin, auch weiterhin meiner größten Leidenschaft nachzugehen – dem Schrei-

ben. Ich schickte meine ersten Erzählungen an diverse Zeitschriften. Wir gingen häufig zum Essen aus und lernten die richtigen Leute kennen. Bald gab ich meine Stelle im Marketing auf, um für den *New Yorker* zu schreiben.

Alles schien perfekt zu sein und war es auch. Wir liebten uns fast jede Nacht. Manchmal kam Michael nach der Arbeit mit einer Schachtel von Victoria's Secret nach Hause, darin ein spitzenbesetzter Hauch von Nichts, eingewickelt in rosa Seidenpapier, und wir liebten uns, während Letterman im Fernsehen lief.

Ein andermal brachte er die Zutaten für Schokoladenmartinis mit, und wir gingen bis in die Nacht tanzen.

Wir waren uns so nahe, wie sich zwei Menschen nur sein konnten, und gerade als ich dachte, das Leben könne gar nicht mehr besser werden, stellte ich fest, dass ich schwanger war.

Wie leicht und mühelos das alles schien.

Im Nachhinein frage ich mich manchmal, ob ich das alles nur geträumt habe. Es muss wohl ein Traum gewesen sein, denn eines Tages bin ich daraus aufgewacht. Oder vielmehr nach Luft ringend im Bett hochgeschreckt.

Aber dazu kommen wir später. Vorher gibt es noch ein paar Wunder zu entdecken.

Also, reden wir über das Baby.

## 4

Es ist so eine Sache mit der Mutterschaft. Sie fordert und macht zugleich glücklich. Sie tritt einem in den Hintern, und im nächsten Moment sorgt sie dafür, dass man sich wie ein Superstar vorkommt. Vor allem aber lehrt sie, selbstlos zu sein.

Ich versuche, es anders auszudrücken. Eigentlich lehrt sie einen das nicht, sondern lässt eine neue Selbstlosigkeit entstehen, die von einem Besitz ergreift, wenn man das erste Mal sein Kind in den Armen hält. In diesem Augenblick einmaliger Liebe und Erkenntnis werden die eigenen Bedürfnisse und Wünsche sekundär. Nichts ist so wichtig wie das Wohlbefinden dieses wunderbaren Kindes. Man würde alles dafür opfern. Auch das eigene Leben. Man würde keinen Augenblick zögern.

Unsere wunderschöne Megan kam am 17. Juli 2000 zur Welt. Es war eine schwere Geburt, die neunzehn Stunden dauerte und mit einem Not-Kaiserschnitt endete, aber ich würde keine Sekunde davon missen wollen. Wenn das nötig gewesen war, um Megan auf die Welt zu bringen, dann hätte ich es auch zehn Mal getan.

Ich musste noch fünf Tage im Krankenhaus bleiben, um mich von meiner Operation zu erholen, und verbrachte unzählige Stunden damit, sie in den Armen zu halten und sie zu beobachten. Ihre Bewegungen und Gesichtsausdrücke, ihre niedlichen Pausbacken und

winzigen rosa Füßchen faszinierten und verzauberten mich. Ich war völlig gebannt von ihrem weichen schwarzen Flaum, ihren verschwollenen Augen und süßen Knien, ihrem runden Bauch und den klitzekleinen Fingernägeln. Sie war das kostbarste Geschöpf, das ich je gesehen hatte, und jedes Mal, wenn sie quäkte oder die Finger krümmte, quoll mein Herz über vor unbeschreiblicher Liebe.

Wie klar ich mich daran erinnere, neben ihr im Krankenhausbett auf der Seite zu liegen, den Kopf auf eine Hand gestützt. Ich meinte, für immer so liegen bleiben zu können, ohne dass es mir je langweilig würde, sie zu betrachten. Diese Augenblicke waren so wahrhaftig in ihrer Einfachheit.

Michael war ebenso verzaubert von unserer kleinen Tochter. Tagsüber ging er zur Arbeit, aber die Nächte verbrachte er mit uns in unserem Einbettzimmer, wo er im Polstersessel schlief.

Als wir Megan endlich mit nach Hause nahmen, zeigte sich, dass Michael nicht nur der perfekte Ehemann war, sondern auch der perfekte Vater.

Er war kein bisschen wie mein eigener Vater, der emotional stets ein wenig distanziert geblieben war. Nein, Michael wechselte Windeln und konnte von unserem kleinen Mädchen nie genug bekommen. Er trug Megan auf dem Arm durchs Haus, las ihr vor und sang für sie. Ein paarmal in der Woche machte er mit ihr lange Spaziergänge im Park, sodass ich ein Nickerchen machen konnte oder einfach ein bisschen Zeit für mich hatte, um in Ruhe zu duschen oder zu

kochen. Ich kam mir vor wie die glücklichste Frau der Welt.

Als Megan im Alter von zwei Jahren Windeln und Fläschchen entwachsen war, fühlte ich mich bereit, wieder mit dem Schreiben zu beginnen.

Michael, der mich wie immer edelmütig unterstützen wollte, schlug vor, jeden Sonntagnachmittag mit Megan seine Schwester Margery in Connecticut zu besuchen.

Das funktionierte wunderbar. Margery freute sich sehr darüber, dass sie die beiden so oft sah, und diese fröhlichen Tagesausflüge, raus aus der Großstadt, schufen eine noch stärkere Verbundenheit zwischen Michael und Megan.

Bald schrieb ich längere Beiträge für eine Reihe von Elternzeitschriften. Allerdings gab ich den Traum nie ganz auf, irgendwann zum *New Yorker* zurückzukehren, vielleicht, wenn Megan größer war.

Manchmal frage ich mich, ob ich etwas anders gemacht hätte in diesen glücklichen frühen Tagen der Mutterschaft, wenn ich geahnt hätte, dass in meiner heilen Welt eine Bombe tickte. Ich glaube, das werde ich mich immer fragen, denn den Dingen, die ich be-reue, ob das nun rational ist oder nicht, werde ich nie entkommen können.

## 5

Als Megan dreieinhalb Jahre alt war, kam mein Vater uns in New York besuchen. Er sah unser Sandsteinhaus am Washington Square zum allerersten Mal und entschuldigte sich mehrmals dafür, dass er nicht schon viel früher zu Besuch gekommen war. Er meinte, er sei ein schrecklicher Großvater.

»Mach dir keine Gedanken«, entgegnete ich und reichte die Salatschüssel über den Tisch. »Ich habe dich ja auch lange nicht besucht. Das Leben ist manchmal so hektisch. Ich verstehe das. Es ist nicht einfach, sich mal loszueisen.«

Das war eine Lüge, und wir wussten es beide. Nichts zwischen uns war jemals einfach gewesen. Die unbehagliche Spannung war für jeden offensichtlich, auch für Michael, den einzigen Menschen in meinem Leben, den mein Vater tatsächlich schätzte.

»Da hast du dir einen guten Mann geangelt«, hatte er an unserem Hochzeitstag barsch erklärt. Dann hatte er Michael auf die Schulter geklopft und das Fest als Erster verlassen.

Aber es war ja klar, dass er Michael mochte. Jeder mochte Michael. Er war ein attraktiver, charmanter, geistreicher Harvard-Anwalt. Ein guter Ernährer und liebender Ehemann. Und dass Michael auf einer Farm im ländlichen Mittleren Westen aufgewachsen war, war für meinen Vater das Sahnehäubchen. Er konnte es wohl immer noch nicht fassen, dass ich es geschafft hatte, einen so großartigen Mann zu heiraten.

Wir aßen zusammen zu Abend, und bald nach dem Nachtsch, um neun Uhr, ging mein Vater ins Bett, nicht lange nachdem Megan eingeschlafen war.

Er wollte nur einen Tag bleiben.

Am nächsten Morgen gab ich mir die größte Mühe, ihn zu beschäftigen und peinliches Schweigen oder Gespräche über die Vergangenheit zu vermeiden. Vor allem über meine Mutter. Das war ein Thema, über das wir niemals sprachen.

Megan und ich besuchten mit ihm das Empire State Building, das Museum of Natural History und natürlich Ground Zero.

Als er wegfuhr und uns durch das offene Seitenfenster noch einmal zuwinkte, schob Megan ihre winzige Hand in meine, sah mich mit ihren großen braunen Augen an und fragte: »Kommt Opa denn bald wieder?«

Ich zögerte einen Moment lang, fuhr mir dann mit der Zunge über die trockenen Lippen und lächelte. »Natürlich, mein Schatz, aber er hat sehr viel zu tun. Ich weiß nicht genau, wann er wieder kommen kann.«

Wir gingen zurück ins Haus.

Michael war bei der Arbeit. Das Haus wirkte so leer und still.

»Wollen wir Kekse backen?«, fragte ich munter.

Megan warf mir einen traurigen Blick zu, den ich niemals vergessen werde. Er war das erste Vorzeichen des schrecklichen Albtraums, der über unsere Familie hereinbrechen sollte.

Damals wusste ich das natürlich noch nicht. Zu dieser Zeit wusste ich gar nichts.

»Okay«, antwortete sie.

Ich nahm sie auf die Arme und trug sie in die Küche.

Am folgenden Morgen schlief Megan bis halb neun, was mich sehr wunderte. Normalerweise kletterte sie um Punkt sechs Uhr zu uns ins Bett, zuverlässiger als jeder Wecker.

Als es acht Uhr wurde und sie immer noch schlief, nahm ich an, dass unsere Besichtigungstour am Vortag sie so müde gemacht habe.

Damit lag ich falsch. Es war etwas vollkommen anderes – etwas, von dem ich nie geglaubt hätte, dass es uns passieren könnte.

Das war unser letzter normaler Tag.

## 6

Im Laufe der folgenden Woche wurde Megan immer lethargischer und schlief sogar nachmittags lange. Sie war blass und saß vor dem Fernseher, ohne auch nur einmal zu lächeln – nicht einmal bei ihrer Lieblingskindersendung, den Wiggles.

Am Ende der Woche tat ihr alles weh, und sie hielt es nicht aus, wenn ich sie berührte. Ich wollte einen Termin bei unserem Kinderarzt machen, doch der sagte, ich solle sofort mit ihr in die Praxis kommen.

Als ich Megan für den Termin anzog, bemerkte ich einen großen Bluterguss an ihrer linken Wade und einen weiteren auf ihrem Rücken. Ich zeigte sie dem Arzt, und er schickte uns zur Blutuntersuchung ins Krankenhaus.

Danach ging alles sehr schnell. Die Laborergebnisse waren eine Stunde später da, und Michael und ich wurden zur Befundbesprechung gebeten.

»Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen«, erklärte Dr. Jenkins, »aber Megan ist sehr krank. Die Tests haben ergeben, dass sie an akuter myeloischer Leukämie leidet.«

Sie machte eine kurze Pause, um Michael und mir Gelegenheit zu geben, das Gehörte zu verdauen, aber das konnte ich nicht. Mein Kopf funktionierte nicht. Plötzlich fürchtete ich, mich übergeben zu müssen. Ich wollte der Ärztin sagen, sie müsse sich irren, aber ich wusste es besser. Irgendetwas stimmte mit Megan ganz und gar nicht, und das wusste ich schon, ehe die Laborergebnisse vorlagen.

»Fühlen Sie sich nicht gut, Mrs. Whitman?«, fragte die Ärztin.

Michael drückte meine Hand.

Ich drehte mich auf dem Stuhl um und schaute durch die offene Tür zu meinem geliebten Engelchen hinaus, das so still auf zwei Plastikstühlen im Wartebereich lag, betreut von einer Sozialarbeiterin. Megan sah fern und wickelte ihre langen braunen Haare um den Zeigefinger.

Ich warf einen kurzen Blick auf Michael, der kreidebleich war. Dann wandte ich mich wieder der Ärztin zu.

»Ich würde sie gern in der onkologischen Station aufnehmen und weitere Untersuchungen durchführen«, sagte Dr. Jenkins, »damit wir sofort mit der Behandlung beginnen können.«

*Nein. Das kann nicht wahr sein. Das passiert nicht wirklich. Nicht Megan.*

»Mrs. Whitman, ist alles in Ordnung?« Dr. Jenkins lehnte sich über ihren Tisch.

»Ja, ja«, sagte ich, obwohl überhaupt nichts in Ordnung war. Ein erdrückendes Grauen nahm mir die Luft zum Atmen, als ich mir vorstellte, was Megan in den kommenden Monaten durchmachen würde. Ich wusste genug über Krebs, um mir darüber im Klaren zu sein, dass diese Behandlung nicht leicht sein konnte.

Sie war doch noch ein Kind. Wie sollte sie damit fertigwerden? Wie sollte ich damit fertigwerden?

»Sie sagen, Sie wollen sofort mit der Behandlung anfangen«, meldete Michael sich endlich zu Wort. »Und wenn wir nicht einverstanden sind? Wenn wir eine zweite Meinung einholen wollen?«

Ich warf ihm einen kurzen Blick zu, denn der vorwurfsvolle Unterton in seiner Stimme überraschte mich.

»Sie können natürlich gerne eine zweite Meinung einholen«, erwiderte Dr. Jenkins ruhig, »aber ich empfehle Ihnen dringend: Erlauben Sie uns, Megan heute noch stationär aufzunehmen. Sie sollten auf keinen Fall warten.«

Michael stand auf und ging im Sprechzimmer auf und ab. Er sah aus, als wollte er auf irgendetwas einschlagen.

»Ist es so schlimm?«, fragte ich. »Bleibt uns gar keine Zeit?«

Ein unterschwelliger Ausdruck der Zuversicht in den Augen der Ärztin tröstete mich ein wenig. »Sicher haben wir noch etwas Zeit«, sagte sie. »Aber es ist sehr wichtig, dass wir sofort mit der Behandlung beginnen. Genauso wichtig ist, dass Sie versuchen, positiv zu bleiben. Sie haben einen schweren Kampf vor sich, aber verlieren Sie nicht die Hoffnung. Leukämie bei Kindern ist heute zu über fünfundsiebzig Prozent heilbar. Sobald wir sie hier aufgenommen haben, werden wir den bestmöglichen Behandlungsplan aufstellen. Sie ist ein starkes Mädchen. Wir werden alles tun, um sie zu heilen.«

Meine Stimme zitterte heftig, als ich sagte: »Danke.«

Ich stand auf und verließ benommen das Sprechzimmer, während Michael noch mit der Ärztin redete. Wie, um alles in der Welt, sollte ich das Megan erklären?

## 7

Niemand könnte irgendetwas sagen oder tun, das den Schock lindern würde, wenn man erfährt, dass das eigene Kind Krebs hat.

Der größte Wunsch einer Mutter – das tiefste, innerste Bedürfnis – ist es, ihr Kind vor Unheil zu schützen. Einer Krankheit wie Leukämie steht man machtlos gegenüber. Es gibt keine Möglichkeit, sie aufzuhalten, und nichts, was man tun kann, außer auf die Ärzte und Schwestern zu vertrauen, die um das Leben des Kindes kämpfen. Man ist hilflos, verängstigt, untröstlich – und wütend. An manchen Tagen denkt man, es kann nicht wahr sein. Es fühlt sich an wie ein Albtraum. Man wünscht sich so sehr, es wäre einer, aber es gelingt einem nicht, daraus zu erwachen.

Die ersten paar Tage im Krankenhaus waren eine endlose Folge von Röntgenaufnahmen, Blutproben, Infusionen und zuletzt eine schmerzhafteste Rückenmarkpunktion, um den Liquor auf Leukämiezellen zu überprüfen.

Michael und ich mussten uns nicht nur mit allen diesen Untersuchungen und Prozeduren befassen, sondern uns auch in Knochenmarktransplantation, Chemotherapie und all ihre Nebenwirkungen, Bestrahlung und Blutstammzellentransplantation einlesen. Außerdem mussten wir unsere Freunde und die Familie informieren. Alle waren sehr hilfsbereit und unterstützten uns auf unterschiedlichste Art und Weise – mit Ausnahme meines Vaters, der wie immer durch Abwesenheit glänzte.

Er schickte eine Genesungskarte. Das war alles.

Ich verdrängte jeden Gedanken an ihn, denn schließlich musste ich für Megan stark bleiben.

Ich schwor mir, niemals vor ihr zu weinen. Stattdessen weinte ich unter der Dusche im Krankenhaus (das ich nie verließ), oder ich weinte, wenn Michael ankam und mich zum Essen schickte. Diese kurzen Ausflüge von der Onkologie nutzte ich auch, um mich ein paar Minuten in irgendeiner Toilette einzuschließen und hemmungslos zu schluchzen, bevor ich hinunter in die Cafeteria ging und mich zwang, etwas zu essen.

Mir wurde gesagt, dass ich unbedingt essen sollte. Die Schwestern erinnerten mich täglich daran, dass ich für Megan gesund bleiben musste, weil sie während ihrer Behandlung besonders anfällig für Infektionen war und schon Fieber tödlich sein konnte.

Also aß ich.

Ich aß jeden Tag.

Michael kam sehr schlecht mit Megans Krankheit zu recht. Vielleicht hatte es mit dem Verlust seines Bruders zu tun. An manchen Tagen kam er erst sehr spät ins Krankenhaus, und ein paarmal roch sein Atem nach Whisky.

Eines Abends stritten wir uns darüber, was wir Megan sagen sollten. Er war der Meinung, ich sollte ihr nicht sagen, dass sie sich von der Chemotherapie würde übergeben müssen.

Ich beharrte darauf, dass wir immer ehrlich zu ihr sein sollten. Sie musste sich darauf verlassen können, dass wir ihr die Wahrheit sagten, so schlimm es auch werden mochte.

Wir wurden uns in diesem Punkt nicht einig, aber ich sagte ihr dennoch die Wahrheit.

Michael sprach die nächsten vierundzwanzig Stunden kein Wort mit mir.

»Ich will nicht, dass mir die Haare ausfallen«, sagte Megan am Nachmittag zu mir. Wir warteten gerade auf die Krankenschwester, die ihr eine Kombination aus Cytarabin, Daunomycin und Etoposid spritzen würde. »Ich will nach Hause.«

Ich musste all meine Kraft zusammennehmen, damit meine Stimme ruhig und fest klang. »Ich weiß, dass das schwer für dich wird, mein Schatz«, entgegnete ich, »aber wir haben keine andere Wahl. Ohne die Medikamente wirst du nicht wieder gesund, und wir wollen doch, dass es dir besser geht. Ich verspreche dir, ich werde die ganze Zeit bei dir sein. Ich hab dich lieb. Du bist ein tapferes Mädchen, und wir werden das durchstehen. Wir werden das zusammen durchstehen. Du und ich.«

Sie gab mir einen Kuss auf die Wange. Und sagte: »Na gut, Mami.«

Ich umarmte sie, so fest ich konnte, küsste sie auf den Kopf und betete dafür, dass die Behandlung nicht zu schmerzhaft werden würde.

Megan fielen tatsächlich die Haare aus, und ihr wurde entsetzlich übel von der Chemotherapie, die jedoch innerhalb von vier Wochen eine komplette Remission herbeiführte.

Den Tag, an dem wir diese Testergebnisse erhielten, werde ich niemals vergessen.

Draußen regnete es in Strömen, und der Himmel war aschgrau.

Ich stand vor dem Fenster im Spielzimmer des Krankenhauses und sah dem Wasser zu, das die Scheibe hinabrann, während Megan allein am Tisch mit ihrer Puppe spielte. Ich sagte mir, dass wir alles schaffen würden, ganz gleich, was geschah.

Wir würden den Kampf niemals aufgeben.

Wir konnten den Krebs besiegen.

Dann kam Dr. Jenkins mit einem Klemmbrett unter dem Arm herein und lächelte mich an. Ich sah schon an ihrem Blick, dass sie gute Neuigkeiten hatte, und meine Erleichterung war so überwältigend, dass ich weder sprechen noch atmen konnte.

Ich fiel auf die Knie, schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte haltlos.

Es war das erste Mal, dass Megan mich weinen sah. Sie setzte ihre Puppe hin und kam zu mir, um mir mit einer winzigen, zarten Hand den Rücken zu streicheln.

»Nicht weinen, Mami«, sagte sie. »Alles wird gut. Du wirst schon sehen.«

Lachend blickte ich zu ihr auf und zog sie liebevoll in meine Arme.

## 8

Nach einer kurzen Erholung begann für Megan die Postremissionstherapie. Diese bestand aus weiteren Chemotherapeutika, die sicherstellen sollten, dass möglicherweise noch vorhandene Krebszellen sich nicht wieder vermehren und ausbreiten konnten.

Ich würde gern behaupten, dass unser Leben zur Normalität zurückkehrte. Aber nachdem uns der Tod unserer Tochter als durchaus möglich vor Augen gestanden hatte, wusste ich, dass es die alte Normalität für uns nie wieder geben würde. Unser aller Leben hatte sich für immer verändert.

Von diesem Tag an sah ich mehr Schönheit in der Welt als je zuvor. Ich genoss jeden Augenblick, freute mich über die geringsten Kleinigkeiten, denn ich verstand jetzt, welch fantastisches Geschenk man *Leben* nennt.

Die Zeit, die wir miteinander verbrachten, kostete ich voll aus, wohl wissend, wie wertvoll und vergänglich das alles war. Manchmal schaute ich in den Himmel und sah zu, wie die Wolken vor dieser strahlend blauen Weite dahinrollten, und der erhabene Anblick bewegte mich so, dass ich hätte weinen mögen.

Wir lebten in einer wundervollen Welt, und ich war so glücklich, Megan an meiner Seite zu haben. Ich hatte erfahren, dass ich stärker war, als ich mir je hätte vorstellen können, genau wie Megan. Sie hatte eine schwere Schlacht geschlagen und war zu meiner Heldin geworden. Ich achtete und bewunderte sie – mehr,



Evelyn Mitchell

**Wenn du die Augen schließt**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35695-5

Diana

Erscheinungstermin: Juni 2013

Eine Liebe, die den Tod überdauert – voller Magie und echter Gefühle

Sophies Welt bricht auseinander, als sie ihre kleine Tochter Megan verliert und sie kurz darauf feststellen muss, dass ihr Mann sie betrügt. Als sie glaubt, es könnte nicht schlimmer kommen, gerät ihr Wagen auf glatter Straße ins Schleudern und versinkt in einem eisigen See. Dort, in der dunklen Tiefe des Wassers zwischen Leben und Tod begibt Sophie sich auf eine Reise, bei der sie die Geheimnisse ihrer Familie aufdeckt und erkennt, wie weit Liebe tragen kann.